

»Auch aus dieser Welt einen Flash«
Rainald Goetz unterrichtet literarisches Schreiben

VON JAN KEDVES

Berlin ist, im Vergleich zu anderen Metropolen, eine geradezu verschwenderisch ausgedehnte Stadt. Eine halbe Weltreise ist es von der Chausseestraße in Mitte – wo Rainald Goetz lebt und wo auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof Heiner Müller begraben liegt – bis nach Dahlem, dem Sitz der Freien Universität im Südwesten der Stadt. In viel weniger als einer Stunde schafft man es auf keinen Fall dorthin, egal ob mit den Öffentlichen oder dem Auto.

Dass Rainald Goetz, als er im Mai an vier aufeinander folgenden Samstagen jeweils von 11 bis 16 Uhr in Dahlem literarisches Schreiben unterrichtete, das Auto nahm, ist unvorstellbar – denn selbst wenn er einen Führerschein hat: Viel zu nervös, zu anfällig für Irritation und Wut ist insgesamt sein Wesen. Dass er das Taxi genommen hat, scheint ebenfalls fraglich: Zwar ist der Berliner Literaturpreis, in dessen Rahmen die Heiner-Müller-Gastprofessur jährlich vergeben wird, mit 30 000 Euro dotiert, aber in

einem der wenigen nüchternen Beiträge zur »Wir sind die Urheber«-Debatte bekam man letztes von Juli Zeh und Ilija Trojanow in der *FAZ* vorgerechnet, wie wenig heute selbst ein sogenannter Bestsellerautor verdient. Goetz ist zu seinem Seminar also, mutmaßlich, ganz normal für 2,30 Euro mit der U-Bahn, S-Bahn und dann ein paar Stationen mit dem Bus gefahren. Gesehen bei der An- und Abreise hat man ihn nie.

Die Bushaltestelle Hittorfstraße in der Habelschwerdter Allee, gelegen genau vor der »Rostlaube« der Universität, ist jener Ort, an dem Goetz – zwei Tage vor Start seiner Schreibwerkstatt – letzte Konzentration sammelte. Es war eine halbe Stunde vor Beginn seiner großen Antrittsvorlesung, als man ihn dort in sein Manuskript vertieft hinter der Glasbox der Haltestelle auf und ab laufen sah, abgewendet vom allmählich heranrückenden Publikum. Er formte die Worte, die auf seinen Blättern standen, stumm mit dem Mund nach, als könne eine

Kombination aus Fuß- und Lippenbewegung das Geschriebene letztmalig auf Wahrheitsgehalt prüfen. Ein wenig herangeweht sah Goetz dabei aus, die rote Krawatte noch nicht gebunden, nur um den Hals geworfen, das weiße Hemd zur Belüftung noch offen.

Was hatten sich die Berliner Studenten von Goetz' Schreibwerkstatt versprochen? Wollten sie einen Autor, von dessen legendärer Beobachtungs- und Urteilsschärfe, von dessen Sozialphobie sie gehört hatten, mal aus nächster Nähe erleben? Es kamen Trägerinnen von Jutebeuteln mit dem Aufdruck »Menschsein heißt lesen« und junge Männer, die mit abgewetzten schwarzen Samtjacketts und löchrigen Lederstiefeln zumindest äußerlich schon sämtliche Literatenklischees vorgeblich französischer und existentialistischer Prägung erfüllten; sie, dachte man, würden später diejenigen sein, die Rainald Goetz in der Mittagspause auf dem Flur auflauern und versuchen, sich prächtig mit ihm zu verstehen.

Und ja – es kam Goetz selbst, drahtig, gespannt, in Turnschuhen und Lonsdale-Bomberblouson, ein Begeisterter und Zweifler höchsten Grades. 1983 hatte er in *Irre* als Raspe geschrieben: »Eine Karriere an der Universität muss keine Schande sein. Ich will Professor werden. Ich will der außergewöhnlichste, der unglaublichste Professor werden.« In seiner Antrittsvorlesung wies er dann allerdings schon energisch von sich, Literatur überhaupt in *irgendeiner* Form für lehrbar zu halten.

Von dieser Antrittsvorlesung ist im Internet ein Video zu sehen:¹ An die Tafel hat er das Thema der Vorlesung geschrieben, »Leben und Schreiben – der Existenzauftrag der Schrift«, wobei »geschrieben« der falsche Ausdruck ist. Hingemalt hat Goetz die Worte, mit eigensinnigster Kreideführung, die Vokale von rechts unten in Richtung links

oben, dabei Groß- und Kleinschreibung vermischt, und zwar so, dass sämtliche Buchstaben zwischen zwei unsichtbare horizontale Linien passen, oben und unten ragt also nichts hinüber. Ebenfalls zu sehen: Bevor er überhaupt ein Wort spricht, zückt Goetz seinen Fotoapparat und macht eine Aufnahme des vollbesetzten Audimax. Einerseits »Toll, das ist mein Publikum!«, andererseits *Gegenobservation*, ähnlich der Feindbeobachtung, wie sie der Paranoiker in Goetz' Bericht *Das Polizeirevier (Kronos, 1993)* anstellt. So also begann Rainald Goetz' von großer Faszination, aber auch Misstrauen geprägter, heftiger jüngster Flirt mit der Akademie.

Welt

Neben die Tafel in Seminarraum 303 hat sich Goetz einen kaulquappenförmigen, roten Ghettoblaster aufstellen lassen, aus dem im Dauerloop ein aggressiv poppig Electrostück von Laserkraft 3D dröhnt. Der Sound soll Goetz beruhigen und die Teilnehmer nerven, sodass man sich auf etwa demselben Stresslevel trifft. Sobald Goetz merkt, dass die Beschallung im sich langsam füllenden Raum Irritation auslöst, springt er auf, dreht noch lauter und grinst. An die Tafel malt er mit derselben rückwärts gedrehten Schrift, wie sie in der Antrittsvorlesung zu sehen war, vier Schlagworte – eines für jede Sitzung: »Welt«, »Ich«, »Schrift« und »Kritik«. Dann sagt er: »Es ist der 12. Mai 2012, meine sehr präzise Uhr zeigt genau 11 Uhr, 15 Minuten und 11 Sekunden.«

Zu den Schreibwerkstätten, die das Peter Szondi-Institut der Freien Universität im Rahmen der Heiner-Müller-Gastprofessur anbietet, werden in der Regel um die fünfzehn Bewerber zugelassen. Es haben auch schon Seminare mit einstelliger Besetzung stattgefun-

¹ www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/we03/gastprofessuren/heiner_mueller/goetz/index.html

den – weil es kaum Nachfrage gab oder die Selektion des Gastes so streng war. Hier sitzen etwa vierzig Personen. »Alle, die sich die Mühe gemacht haben, sich zu bewerben, habe ich zugelassen«, sagt Goetz, vor ihm liegt ein Haufen mitgebrachter Bücher, auf dem Tisch streng sortiert. Die Entscheidung begründet er mit seinem Wunsch, im Seminar einen »möglichst großen Reichtum an unterschiedlichen Lebenserfahrungen« sichtbar zu machen.

Ziemlich bald bemerkt man allerdings das Streben einiger, dem Gastprofessor besonders positiv aufzufallen. Aufgabe für die erste Sitzung war es, Lektüreerlebnisse mit, so Goetz, »Welterfassungsertrag« mitzubringen. Die Teilnehmer, Studentinnen und Studenten aller Berliner Universitäten, haben Verschiedenes gefunden, sie lesen Nachrichten aus dem Berliner U-Bahn-Fenster vor, Adorno-Stellen, eine Passage aus Georg Seeblens *Blödmaschinen*, Blog-Einträge, Zeitungsartikel, Tweets. Goetz reagiert jedes Mal begeistert: »Wunderbar!«, »Großartig!«, »Toll!« Schlecht oder nicht welthaltig genug findet er nichts. Sogar die FDP-Wurfpост, die ein Student mitgebracht hat, in der in ekelhaftem Kumpelton vor einer Neuverschuldung Deutschlands gewarnt wird, begeistert Goetz: »Ich freu' mich wahnsinnig, dass wir auch aus dieser Welt noch einen Flash reinbekommen!«

In dieser Sitzung wird schon deutlich, wie sehr das neuere verschulte Universitätssystem, das auf Effizienz und Zeitersparnis ausgelegt ist, irritiert wird, sobald ein Lehrender nicht mit der leichtesten Übung beginnt. Goetz' zweite Aufgabe für die Sitzung lautete, eine möglichst subtextfreie Eröffnung zu einer Kurzgeschichte zu schreiben – denn: »Das halte ich für die Essenzproblematik beim Schreiben – zu wissen, welche Subtexte im eigenen Schreiben mitschwingen.« Nur, was ist überhaupt Subtext? Die Teilnehmer, eingeteilt in Gruppen, zerreiben sich die Köpfe, einige fühlen sich schlecht gebrieft:

Hätte Goetz nicht genauer erklären müssen, was er damit eigentlich meint? »Ich glaube, wir sollen herausfinden, dass es einen subtextfreien Text gar nicht geben kann«, flüstert eine Gruppenteilnehmerin in ihre Runde. So einfach ist es aber auch wieder nicht, nicht mal für Goetz: »Ich krieg einen Schweißausbruch, wenn ich das erklären soll!«, stöhnt er und reißt sich den Strickpullover über den Kopf.

Subtext sei ein »Orchester der Resonanzen aus anderen Texten«. Subtext sei immer genau dort, wo die Sprache bei sich selbst hängen bleibe und nicht den Blick freigebe auf die Realität; durch Subtext schleiche sich statt Welt also immer nur andere Literatur in das Geschriebene. Ein weiterer Versuch wird vorgelesen, Goetz lobt ihn für seine nichtliterarische, journalistische Zeitungssprache. Ein Teilnehmer weist Goetz darauf hin, dass aber auch »Zeitungssprache« ein Subtext sei. Goetz freut sich sehr, dass das natürlich stimmt, absolut! Die Studenten denken also mit. Dann liest er die Eröffnung von Leif Randts *Schimmernder Dunst über Coby County* vor – als positives Beispiel. Der literarisierende Anfang von Christian Krachts *Imperium* dient als Abschreckung. Aber warum, Herr Goetz, noch mal, ist Subtextarmut in Literatur so wichtig? »Weil die Welt immer interessanter ist als die Literatur.«

Ich

Irgendwann letzte Woche hatte Goetz – der Kontext war kein literarischer – den Fahrradhelm als grundsätzlich abzulehnende Erfindung bezeichnet. Das zeigt Wirkung. Die Textaufgabe für heute – »Gehe ins Kupferstichkabinett und schreibe aus Ich-Perspektive einen Text über die dortige Ausstellung *Am Rande der Vernunft*« – soll im Plenum vorgelesen werden, ein aufgerufener Student erklärt, er habe die Aufgabe aber leider nicht erledigen können, denn in der Nacht vor seinem geplanten Museumsbesuch sei er von einem schlimmen Alb-

traum heimgesucht worden: »Sie, Herr Goetz, trugen einen blauen Fahrradhelm – verkehrt herum!« Goetz wirft sich fast vom Stuhl vor Lachen, das gefällt ihm, nicht weil die Absurdität der Lüge so riesig ist oder er selbst in dem Traum vorkommt, sondern weil es eine Erklärung ist, die die Situation ins völlig Unerwartete kippen lässt.

Ich, das ist für Goetz eine höchst irritabile Entität, die ein feines Sensorium benötigt. Er spricht von der individuellen Musikalität der Sprache, von der »eigenen Innenmelodie«, die sich bei jedem anders anhört. Und er sagt: »Die Arbeit des Schreibens ist dazu da, alles, was im Ich ist, zu widerlegen.« Nur wer viel lese und sich vom Gelesenen wieder freimache, könne Schreiben lernen: »Lesen ist das Wichtigste. Lesen ist Ich-Auflösung, Ich-Aufgabe.«

Dann fragt Goetz reihum ins Plenum: »Warum wollen Sie Schriftsteller werden? Und nicht Lektor, Journalist oder was anderes?« Eine Aufforderung zum Hosen-Runterlassen, hier und sofort. Ist das zu brutal? Goetz selbst zögert: »Wenn Sie das als richtige Zumutung empfinden, können Sie natürlich auch an Ihren Nachbarn weitergeben – aber Sie sollten sich von der Frage eigentlich angesprochen fühlen!« Eine Studentin traut sich: »Ich finde faszinierend, was man mit Sprache alles machen kann. Und wir werden immer Geschichten brauchen, deswegen finde ich, ist Schriftsteller ein sinnvollerer Beruf als Immobilienmakler.« Goetz fasst es nicht: »Nein ...!«

Schrift

Denken, das ist bei Goetz immer Körper. Es fällt einem kaum ein anderer Literat ein, der so physisch agiert wie er, nicht im Sinne von Fitness oder Bodybuilding, sondern im Sinne einer Untrennbarkeit von Wort und Bewegung. Jede einzelne Silbe, die Goetz' Mund verlässt, wird begleitet, akzentuiert, möglicherweise hervorgebracht durch einen motorischen Impuls eines Teils seines Körpers, ein

Friedrich Peer Seitz: **Die Treppe zum Diesseits**

(Brosch. DIN-A5, 402 S., 21,90 €)

ISBN 978-3-86858-717-3

Shaker Media, 52018 Aachen

Dieser ungewöhnliche Blick auf menschliches Dasein vermittelt eine stringente Theorie der Ich-Wahrnehmung und des Bewusstseins, der Ästhetik und der sog. „schönen Künste“, zudem Erkenntnisse über Recht und Moral, Ratio und Emotion, über die Frage nach der Zeit, des freien oder bedingten Willens und nicht zuletzt eine dezidierte Kritik jeder spekulativen Denkweise.

Musik & Ästhetik

»Eine Zeitschrift, die – auch international – ohne Vergleich ist: Offen gegenüber jeglicher Richtung des ›musikalischen Denkens‹ und jeglicher Art anspruchsvoller Musik – an- und aufregend, daher: unverzichtbar.«

Nike Wagner, Intendantin
Kunstfest Weimar

www.volltext.musikundaesthetik.de

Recken des Halses, ein Aufstampfen des Fußes, ein Wippen nach vorne und hinten, ein Durchdrücken der Wirbelsäule. Er sagt: »Schrift spitzt das Bewusstsein zu«, dabei säbelt seine Hand blitzschnell nach vorne. Er wird etwas gefragt, und während es in seinem Kopf rast, bis die richtige Antwort gefunden ist, vollführen Arme und Hände immer dieselbe Choreographie: ein Griff an die Stirn (die er sich 1983 in Klagenfurt legendär blutig schnitt), rasendes Wuscheln und Kreiseln um den Schädel und durchs weiße Haar, dann ein Bohren der Fäuste in die Augenhöhlen, bis sie fast im Hirn landen. Dann schießen beide Arme in die Luft, und er reißt die Augen auf.

Es leuchtet sofort ein, warum Goetz eine Zeitlang so begeistert von Techno war: Als jemand, der ohne Pause Gedanken aus seinem Körper motorisch herausbefördert, konnte er sich beim Rave die Gedanken einmal andersherum in Körper und Kopf hineinprügeln lassen – von der Bassdrum beim Tanzen. Auch die Kontrolle, die Goetz' Körper bewusst über das Geschriebene ausübt, ist beispiellos: Als er sich einmal im Seminar nicht sicher ist, ob es bei Heiner Müller wortwörtlich »Tod den Feinden der Revolution« heißt oder doch anders, reißt er das entsprechende Buch hoch, blättert – ohne dass ein Lesezeichen darin wäre – gleich auf die richtige Seite, und im Sekundenbruchteil finden seine Augen die exakte Zeile, so wie die Nadel des DJs blind in der Rille aufsetzt, in der jetzt gescratcht werden soll: »Feuer auf die Feinde der Revolution!«

Die Idee, das Produkt des Denkens, verlässt den Körper, und sie braucht einen neuen Körper. »Auch die Schrift ist essentiell Körper – der Körper der Idee«, so Goetz. Bislang wurde im Seminar nur selten das Handwerkliche der Schrift behandelt, der Prozess des Schreibens, Metren, Rhythmen, Aufbau, Duktus, solche Dinge. Aber es lassen sich Hinweise aufschneiden. Etwa spricht Goetz über die Plusquamperfektkonstruktionen des von ihm verehrten Detlef Kuhlbrodt: Sie zögen ihren distanzierten Charme daraus,

dass Ich-Erzählungen normalerweise eben im Präsens verfasst seien.

Auch geht es um Serien und die Frage, wie lang sie sein dürfen: »Wenn zwei Fragen hintereinander kommen, dann wird es schon zuviel – bei der dritten Frage: Protest!« Als ein Teilnehmer Herta Müllers *Atemschaukel* erwähnt, erzählt Goetz, zwar habe er das Buch nicht gelesen, aber während der Vorbereitung zu seiner Werkstatt habe er sich von Mitarbeitern des Szondi-Instituts erzählen lassen, wie es in Herta Müllers Werkstatt zugeht, als sie 2005 Heiner-Müller-Gastprofessorin war. Dabei erfuhr er, dass Herta Müller das Partizip Präsens zutiefst verabscheut. »Das fand ich einen guten Hinweis. Deswegen habe ich in meinem neuen Buch noch einige Präsenspartizipien entfernt.« *Johann Holtröp*, Goetz' neuer Roman, erscheint im September.

Kritik

Goetz ist unzufrieden, sehr unzufrieden. Es hat noch kein einziges Mal geknallt, es gab noch keinen einzigen Moment, in dem hart diskutiert oder ein Text im Plenum scharf angegriffen wurde. Allerdings ist Goetz selbst jemand, der immer wieder die Wichtigkeit von Höflichkeit betont – eine Tugend, die einem wie ihm den Umgang mit anderen überhaupt erst erträglich zu machen scheint. In den Sitzungen herrschte vor allem Bemühung um Abgleich, Ermunterung, in Momenten auch Duldungsstarre – etwa wenn diejenigen, die gerade einen sehr öden »Liebes Tagesbuch ...«-Text vorgelesen hatten, anschließend noch minutenlang erklären durften, warum sie ihn toll finden; oder wenn diejenigen, die gleich einen phantastischen Text lesen würden (sich dessen aber noch nicht bewusst waren), ihn durch selbstverliebte Anmoderationen schon vorher sabotierten. Selten blieb ein Text für sich allein stehen. Jetzt aber sagt Goetz: »Wir haben heute einen letzten Versuch, Kritik anzubringen.« Und er erklärt, diese letzte Sitzung stelle er unter das Motto

»Hass«. Man ahnt, dass sich diese »un-spezifische, zugespitzte, destruktive Negativität, die gegen alles geht, was wir in den anderen Sitzungen besprochen haben«, auch auf ihn selbst bezieht, auf sein Unvermögen, jungen Menschen, die sich für Schriftsteller halten, ins Gesicht zu sagen, dass sie es vergessen sollen. Die Stimmung im Raum kippt sofort.

Das liegt auch daran, dass Goetz nach der Mittagspause verkündet, am Vormittag erst sei ihm gesagt worden, dass er als Gastprofessor dazu verpflichtet sei, die Leistungen derjenigen, die sich die Werkstattteilnahme im Bachelor- und Masterpunktesystem der Universität anrechnen lassen wollten, zu benoten. »Das ist irre!« Goetz ist fassungslos. Sein Vorschlag: Er gibt dem ganzen Kurs kollektiv eine Zwei, das sei seine Möglichkeit, mit dieser unerträglichen Formalie umzugehen. Ein Student – es ist einer der Jacketträger, der mit dem Fahrradhelmalbtraum – sei aber in der Pause bereits zu ihm gekommen und habe über die Note »noch mal reden« wollen. Der wolle also eine Eins! Dabei, so Goetz, seien einige seiner Beiträge ungenügend gewesen, Note sechs, Arbeitsverweigerung, das entspreche der Realität, und das wisse dieser lässige Typ auch!

In dieser letzten Sitzung gerät die Sprache, das Werkzeug des Literaten, auf frontalen Kollisionskurs mit den Sprachregelungen der Institution, Goetz nennt sie »Anstalt«. Einige Studenten bemühen sich, Goetz zu erklären, dass der Notendurchschnitt am Szondi-Institut bei Eins-Komma-Drei liege, eine glatte Zwei also schlecht sei und sie einem den Schnitt nach unten ziehen könne. Goetz

ruft: »Wenn das stimmt, dann ist die Universität komplett verrückt geworden, und ich gebe allen eine Drei!«

Die Diskussion war vorprogrammiert. Die weniger talentierten Bewerber wurden zu Beginn nicht ausgesiebt, damit im Seminar eine größere Bandbreite sichtbar wird – sollen sie jetzt mit einer schlechten Note dafür bezahlen? Sogar aus den Welten des Leistungsdrucks und der Zugangsbeschränkungen für Masterstudiengänge bekommt das Seminar auf diese Weise noch Flashes rein. Aber für einen wie Goetz, der beim Schreiben pedantisch jedes einzelne Wort abwägt und der in einer der vorangegangenen Sitzungen davon gesprochen hatte, dass schon das Setzen eines einzelnen Wortes ausreichen könne, um einen Text in eine völlig andere Richtung abweichen zu lassen – für so einen heißt »gut« nun mal »gut« und »ausreichend« genau das: »ausreichend«.

Unfassbar ist es für ihn, dass man von ihm erwartet, die Sprache zu verraten, ihr solche Gewalt anzutun – und das an einem Ort, an dem sie angeblich geliebt wird und wo man aus ihr eine Wissenschaft macht. Und sogar noch im Namen von Heiner Müller und Peter Szondi! »Das ist das Ende«, schnaubt Goetz. Zwar folgt noch ein kurzes Geplänkel, einige Studenten versuchen, mit ablenkenden Fragen in ruhigere Gewässer zu lenken – aber Goetz hat sich in diesem Moment schon von der Universität verabschiedet. Wahrscheinlich läuft er, um zurück ans andere Ende der Welt, nach Mitte in die Chausseestraße zu kommen, den ganzen Weg, mit Hass in jedem Schritt.